

# Der Liberale Beobachter

Und Berks, Montgomery und Schuylkill Counties allgemeiner Anzeiger.

„Willig zu loben und ohne Furcht zu tadeln.“

Reading, Penn. Gedruckt und herausgegeben von Arnold Puwelle, in der Süd Gen Straße, zwischen der Franklin- und Chesnut- Straße.

Jahrg. 9, ganze Num. 464.

Dienstag den 25. Juli, 1848.

Laufende Nummer 48.

Bedingungen: — Der Liberale Beobachter erscheint jeden Dienstag auf einem großen Superlativ-Bogen mit schönen Lettern gedruckt. Der Subscriptions-Preis ist ein Dollar des Jahres, welcher in halbjährlichen Vorauszahlungen erbeten wird. Wer im Laufe des Jahres nicht bezahlt, dem werden \$1 50 angerechnet. Für kürzere Zeit als 6 Monate wird kein Unterschreiber angenommen, und etwaige Aufforderungen werden nur dann angenommen, wenn sie einen Monat vor Ablauf des Subscriptions-Termins geschehen und gleichzeitig alle Rückstände abbezahlt werden. Bekanntmachungen werden dankbar angenommen und für den gewöhnlichen Preis ergründet. Unterschreibern in hiesiger Stadt wird die Zeitung portofrei geschickt, weitere Versendungen geschehen durch die Post oder Träger, auf Kosten der Unterschreiber. — Briefe und dergl. müssen postfrei eingesandt werden.

## Das Scharfrichterskind.

Nach dem Blamischen des Hendrik Conscience von E. J. J. J.

Finstere denn gewöhnlich, war es am Abend vor Pfingsten des Jahres 1507 zu Antwerpen: es war, als ob eine schwarze undurchdringliche Wolke sich über die ganze Stadt gelagert hätte. Man hörte in der Dunkelheit nichts, als das Niederrieseln des Wassers von den Dächern, das in einem feinen Nebelregen sich über die Stadt ergoß und nur bisweilen klang aus der Ferne der einförmige Schlag einer Thurm-Glocke. Die tiefste Stille herrschte auf allen Straßen, obwohl sich noch wenige Bürger zur Ruhe begeben hatten, da es erst 9 Uhr war.

Wer sich in diesem Augenblicke bei den Schützenhöfen befunden und in dem dichten Nebel mit seinem Auge hätte durchdringen können, würde bei der Mauer des Stiffes einen Mann bemerkt haben, der mit dem Rücken an einem Pappelbaume lehnte und mit weit geöffneten Augen, die Arme über die Brust gekreuzt, in tiefes Nachdenken versunken schien. Von Zeit zu Zeit entschlüpfte seinem Munde einige unverständliche aber kräftige Worte, während sein Gesicht einen wilden Ausdruck bekam; wenige Augenblicke darauf hörte man einen bangen, dumpfen Seufzer, ein Achzen gleich dem eines Lastträgers, der seine Bürde zu Boden wirft. Wenn man aber das Gesicht des Unbekannten hätte sehen können, würde man ein Lächeln darauf bemerkt haben; doch nicht das milde Lächeln, das die Freude und das Vergnügen im Gefolge haben, sondern das bittere Lachen wilder Verzweiflung, das bei dem Manne die Stelle der Thränen vertritt. Er lachte, aber während seine Gesichtszüge ein betrügliches Zeichen der Freude trugen, bis er seine Lippen, daß sie bluteten und seine Hand wühlte mit graufamer Wollust in dem Fleische seiner Brust.

Unglücklich, — tausendmal unglücklich war der Mann! Er brauchte die schrecklichen Qualen der Hölle nicht zu fürchten; denn er litt sie schon seit zwanzig Jahren in seinem eigenen Herzen! Als er aus dem Schooße seiner Mutter tretend, den ersten Schrei als Gruß an das Leben hören ließ, drückte ihm die Mutter seinen Willkommkuß auf die Wangen, stieß ihr Kind von sich. Sein Vater fühlte keine Freude, er hatte den Himmel weinend um den Tod seines ersten und einzigen Sohnes gebeten; er weinte über dies Kind als ob es die Frucht einer schandwürdigen Sünde wäre.

Und wenn das Kind mehr mit Thränen, als mit der Milch seiner Mutter aufgezogen, sich unter andre Kinder wagte, wurde es verflucht, verspottet, gequält, als ob sein Angesicht das eines bösen Teufels wäre — und doch war es so sanft und geduldig, daß man nie ein Zeichen von Rerger oder Wuth über seine Verfolger darauf bemerken konnte; nur der Vater mußte welche Bitterkeit sich in dem Herzen des Sohnes sammelte.

Nun war das Kind zum Manne geworden. Trotz seiner Leiden hatte sich sein Körper kräftig entwickelt. Er fühlte in sich den Drang nach Gesellschaft, nach Mittheilung, und verlangte Achtung! aber Haß und die Verfolgung, der er ausgefetzt war, hatten ihn nicht verlassen; wo er sich unter Menschen zeigte, überall wurde ihm Spott und Hohn zu Theil und wenn er sich dann nicht wie ein verworfener Sklave mit einer gnadesehenden Gebärde entfernte, wurde er, wie ein Hund, mit Schlägen fortgetrieben. Für ihn gab es kein Recht auf Erden, das Gebet allein war sein Theil, und nur bei Gott durfte er um Trost und Erleichterung flehen.

Dies war das Leben des Mannes, der so voll Verzweiflung und Qualen dort an der Pappel lehnte. . . . Und doch wohnte in seinem Herzen Gefühl und Liebe, sein Geist war hell und klar, und seine Gesichtszüge hatten etwas Edles, sein Tritt war stolz und männlich,

der Ton seiner Stimme sanft und ernst. Er rief in diesen Augenblicke zum Himmel, während er seine Arme erhob:

„O Gott! o Gott, wenn Dein heiliger Wille mich zum Leiden erschaffen, gib mir auch die Kraft, es zu ertragen; mein Kopf brennt! meine Sinne vergehen! Beschütze mich, Herr, vor Wahnsinn und Verzweiflung! Laß mir den trostenden Gedanken Deiner Güte . . . und Gerechtigkeit. — Denn tödtender Zweifel wühlt in meinem Busen!“

Seine Stimme wurde schwächer und zerschmolz in ein unverständliches Murmeln; dann sich rasch empor richtend, lief er mit eiligen Schritten durch die Schützenhofstraße bis zum Dryhoef und wandte sich in die Haudaentstraße, von da an ging er langsamer und man konnte bemerken, daß er sich mit einem gewichtigen Gedanken beschäftigte; denn oftmals blieb er stehen, gleich einem der um besser nachdenken zu können, seine Schritte anhält. Plötzlich drang ein schriller und trockner Ton aus seiner Brust, gleich dem Kreischen eines Nachtraben. Er seufzte: „O der Durst brennt in meiner Brust, wie Gift, ich muß trinken!“

Dies sagend, lief er einige Schritte den Häusern entlang, vor jedem eine Weile stehen bleibend, aus dessen Fenstern ein Licht strahlte; überall aber trieb es ihn fort, denn er hörte Menschenstimmen in den Häusern, und dies war genug für ihn. In der St. Jansstraße hielt er vor einer Herberge etwas länger und horchte aufmerksam an allen Fenstern. Der Grund lockte Freudenstrahlen auf sein Gesicht und er sprach leise:

„Ha! da ist Niemand drinnen — ich werde etwas trinken können!“ Die Thür links aufdrückend, trat er ein. Unglücklich! Er dachte Niemanden zu finden, weil er nichts hörte, aber wie fand er sich betrogen, als er sah, daß das Zimmer von den verschiedensten Personen angefüllt, die mit der Kanne in der Hand um einen Tisch sitzend, auf etwas Achtung zu geben schienen.

Einer der Gäste machte zum Vergnügen der andern den Taschenspieler und rüstete sich gerade zu einem Kunststücke, als der Unbekannte am Fenster horchte. Da die Umstehenden auf die Hände des Spielers achteten, um das Geheimniß des Kunstgriffes zu entdecken, so hatten sie sich nicht gerührt und schweigend dem Manöver ihres Kameraden zugesehen.

Der düstrende Jüngling lebte bei dem Anblick so vieler Menschen und trat einen Schritt zurück nach der Thür, um das Haus zu verlassen, doch bemerkend, daß die Köpfe neugierig auf ihn gewandt waren, und fürchtend er möchte verfolgt werden, trat er zum Schenkfisch und verlangte eine Kanne Bier von der Wirthin. Diese besah den geheimnißvollen Gast mit mißtrauischen Augen und suchte sein Gesicht unter der Kränze seines Huttes beobachten zu können; aber der Gast dies bemerkend beugte das Haupt noch mehr zur Erde und entging ihren Blicken.

Während die Wirthin die Treppe des Kellers hinabließ um das verlangte Bier zu holen, hatten die andern Gäste die Augen nach dem Fremdling gewandt und sprachen flüsternd einander in's Ohr; einer von ihnen schien von Wuth entbrannt und gab durch seine zornigen Gebarden genugsam zu erkennen, daß er große Lust habe den Unbekannten zu mißhandeln. Dieser hatte den Gästen den Rücken gekehrt, und wartete bewegungslos auf das Bier, während er vor Angst zitterte und bebte. Die Wirthin eilte mehr als sonst, und reichte bald die volle Kanne dem, der ihre Neugierde reg gemacht hatte.

Der Jüngling trank mit besonderer Hast, und leerte auf einen Zug die Kanne bis zur Hälfte; dann dieselbe auf den Schenkfisch stellend, gab er der Wirthin einen Stooter von zwei Stüvern. Als sie ihm eine Blank herausgeben wollte, kam einer der Gäste eilig von der andern Seite des Zimmers herbei gesprungen,

nahm die Kanne von dem Schenkfische, und spritzte dem bebenden Jünglinge das übrige Bier in's Gesicht.

„Verfluchtes Henkerskind!“ schrie er. Wie? Du willst in unserer Gesellschaft trinken! Was hindert dich, daß ich nicht stehenden Fußes Dir Hals und Bein breche, aber sei froh, Kerl, daß ich meine Hand nicht an Deinem Leibe schmutzig machen will, elender Bube!“

Der Unglückliche, den man Henkersknecht nannte, war wirklich der einzige Sohn des Scharfrichters von Antwerpen, er hieß Geeraert und war wenig über zwanzig Jahre alt. Daraus wird alsbald klar, warum er die Menschen floh, da er nur Haß und Verfolgung von ihnen zu erwarten hatte. Was ihm jetzt geschah, geschah immer, wenn sich ein Scharfrichter in Gesellschaft anderer Bürger wagte.

Der unglückliche Geeraert beugte geduldig das Haupt und besah das Bier, das an seinen Kleidern hinabtrof, ohne daß er ein Wort gegen seinen Feind geäußert hatte. Dieser aber hörte nicht auf mit Lärmen, Schelten und Fluchen, und rief endlich der Wirthin zu:

„Seht, Frau, morgen wird unsre Gesellschaft zu Sebastian ausziehen, wir werden unser Geld nicht mehr hier verzeihen — Ihr wäret im Stande und gebet uns morgen gar die Kanne, aus der das Henkerskind getrunken!“

„Da! da liegt die Kanne,“ rief die Wirthin ängstlich und unwillig, während sie den steinernen Topf auf den Boden warf, daß er in Stücke zerbrach, „kann ich dafür, daß das Galgenkind in eines ehrlichen Mannes Haus kommt?“

Und sich zu Geeraert wendend: „Verlaßt Du alsbald mein Haus, Spitzbube, Menschenquälerei? Willst Du noch nicht gehen, Henkersbube?“

Der Jüngling hatte bis dahin alles mit Ruhe angehört, doch bei diesem bitteren Schimpfe war sein männlicher Stolz in ihm wach geworden und statt auf das Geschrei der Wirthin hin sich zu entfernen, hob er sein stolzes Haupt in die Höhe und antwortete ihr kalt:

„Frau ich werde gehen. Ich, obgleich ein Henkerskind, würde mit meinen Nebenmenschen mehr Mitleid haben. Mein Vater quält Menschen, weil das Recht und die Menschen ihn dazu zwingen, ihr alle aber quält mich ohne Noth und ohne, daß ich Euch je etwas gethan. Denkt daran, daß Ihr gegen Gott sündigt, wenn Ihr mich wie einen Hund behandelt!“

Die Stimme des Jünglings war von so weichen und rührendem Ausdrucke, daß die Wirthin sich darüber wunderte. Sie konnte nicht begreifen, wie Jemand so sanft bleiben könne, den man so hart behandelt hatte. Eine Thräne glänzte in ihren Augen und den Stooter vom Schenkfische nehmend, warf sie ihn Geeraert hin mit den Worten:

„Da, ich will Euer Geld nicht, nehmt es und geht in Frieden!“

Derjenige, der das Bier in Geeraerts Gesicht geworfen, raffte den Stooter vom Boden auf, warf ihn aber nachdem er ihn gesehen, mit Abscheu auf den Tisch.

„Seht, seht, es ist Blut an dem Stooter,“ rief er; „Menschenblut!“

Alle seine Kameraden sammelten sich um den Tisch und fuhren vor Schrecken zurück, als ob sie eine Leiche gesehen, von der ihnen das Blut zu kommen schien. Ein Ton des Abscheues und Grausens klang Geeraert entgegen.

Der Jüngling wußte, daß der Vorwurf ungegründet war, denn er hatte am selben Abende den Stooter von einer Bettstuhlmethierin in der Kirche empfangen. Das Unrecht seiner Feinde brachte ihn so außer sich, daß er vor Zorn bleich wie ein Leintuch wurde. Seinen Hut tiefer auf den Kopf drückend, sprang er in der Wuth zu dem Tische, auf welchem der Stooter lag und rief wie ein toller Löwe seinen Feinden zu:

„Buben was redet ihr von Blut?“

Seht ihr nicht, daß das Geldstück von schlechten Stoffe ist und roth ausfießt, wie alle andern Stooter? Aber nein, die Lust am Unrecht verblendet Euch. Ihr sagt, daß ich ein Henkerskind bin, — ja, so wollte es Gott! — Doch seid ihr mehr zu verachten denn ich und ich bin stolz, daß ich weder dem Namen, noch der That nach solch verdorbenen Menschen gleiche wie ihr seid.“

Kaum hatte er dies gesagt, als Faustschläge und Tritte von allen Seiten auf ihn einströmten. Er wehrte sich tapfer und brachte manchen unter sich, aber die Zahl war zu groß für seine Kräfte. . . .

Verwünschungen und Schmähworte tönten durch einander, Kannen und Gläser zerbrachen zwischen den umgeworfenen Tischen und Stühlen, die Wirthin rief um Hilfe. . . .

Nachdem man so einige Zeit gerungen und gekämpft hatte, sah sich Geeraert plötzlich mitten auf der Straße, ganz betäubt und zugleich verwundet, von den Schlägen die er empfangen; er richtete seinen Mantel her, glättete den zerknüllten Hut, und setzte seinen Weg fort, ohne fürder des Streites zu gedenken, denn weit schrecklichere Dinge spiegelte ihm die aufgeregte Phantasie im Innern vor.

Während der Zeit, daß Geeraert den Kampf bestand, wartete ein Mädchen, deren Herz heftig pochte, auf die Ankunft des Henkerssohnes, mit dem bange Vorgefühl, es möchte ihm etwas geschehen sein. Sie, sie allein war der Engel des Trostes und der Labung für den unglücklichen Jüngling; sie allein liebte ihn; — weil sie wußte, daß er von Jedermann gehaßt und verachtet war. Ihre Liebe hatte dem Tadel ihrer Mutter, den Vorwürfen ihrer Nachbarn, dem Spotte anderer Mädchen getrotzt. Ja, wenn man ihr das Amt von Geeraerts Vater als Scheltwort zurief, oder sie Henkersfrau und noch anders nannte, freute sie sich, da sie dann erst das Edle, die Reinheit ihrer Liebe fühlte und wußte, daß sie ein Gott wohlgefälliges Werk thue. Sie hatte Recht, das gute Mädchen, denn ohne Geld und Gut, um nach dem Willen des Herrn ihren Nebenmenschen beizustehen, schenkte sie dafür den köstlichen Schatz ihrer Seele, die Flamme einer reinen Liebe, dem Unglücklichsten ihrer Stadtgenossen.

Apolina oder Lina, so war ihr Name, wohnte in der Biergasse, in einem kleinen Zimmer mit ihrer alten Mutter und ihrem Bruder Franz, — einem guten Burschen, der fünf Tage lang in der Woche tüchtig arbeitete, einen halben Tag in der Kirche betete, und anderthalb Tage im Wirthshause mit Singen und Trinken verbrachte, von wo er selten ohne blaue Augen zurückkam. Während der fünf Tage, die er zum Arbeiten bestimmt hatte, gab es keinen fleißigen und geschickteren Zimmermann; auch brachte er pünktlich jeden Samstag seiner alten Mutter ein gutes Stück Geld, die ihn deshalb besonders liebte.

Während Geeraert nach der Biergasse eilte, sah Lina mit ihrer Mutter bei dem Schornsteine an einer Spigenweberei; da sie nur ein Licht brennen wollten, hatten sie sich beide einander gegenüber gesetzt. Etwas entfernt davon an der andern Seite des Zimmers stand eine Zimmermannsarbeitbank, an welcher der arbeitssame Franz beschäftigt war etwas zu zimmern. Was das Zimmer selbst betrifft, so war es sauber und mit weißem Sande bestrukt; mit einem Kreuze, und einigen Heiligenbildchen verziert, aber nicht prächtig, denn die Bewohner des Zimmers konnten nicht viel mit ihrer Hände Arbeit gewinnen.

Gewöhnlich kam Geeraert um acht Uhr Abends; nie hatte er dies versäumt, ohne es Lina vorher wissen zu lassen: und nun war es schon zehn Uhr und noch war er nicht erschienen. Das Mädchen wußte nicht, was sie denken sollte, und war so verstimmt und zerstreut, daß sie auf eine Frage ihrer Mutter nicht antwortete.

„Nun, Kind,“ sprach die alte Frau, „was quält Dich denn? Kommt er heute nicht so kommt er morgen. Es sind ja so viel Tage im Jahre.“

„Ja, Mutter, Du sprichst wohl; aber ich fürchte sehr, es ist ihm etwas geschehen; er kommt doch sonst nicht so spät. — Die Leute sind so böse auf ihn!“

„Ja, mein Kind er ist aber auch der Sohn des Scharfrichters und die hat man von je gehaßt. Sie haben ja den Henker Harmen todtgeschlagen und den Henker Hansken am Kronenburghurm ertränkt!“

„Und was hatten diese gethan, Mutter?“

„Das weiß ich nicht, — nichts glaube ich. Aber es geschieht, weil die Henker so viele unschuldige Leute aufhängen.“

„Wohl, Mutter, aber der Henker muß thun, was der Richter von ihm fordert. Warum ertränken sie nicht lieber den Richter?“

„Ja, ja Lina, das ist immer so gewesen; — und es gibt ein Sprichwort, das sagt: in einem Neste, in dem viel Hunde sind, kriegt der kleinste die meisten Bisse, die wenigsten Bissen.“

„Das ist ein dummes Sprichwort, Mutter. . . .“

Noch lange schwachten sie so fort, bis die alte Frau des Wachens müde wurde, und zu ihrer Tochter gewendet sprach:

„Kind, steh' auf, wir wollen schlafen gehen, denn es ist schon spät.“

Der Befehl aber gefiel dem Mädchen nicht, da sie die Hoffnung auf Geeraerts Kommen noch nicht aufgegeben; sie wußte aber keine Küstede, um ihre Mutter noch aufzuhalten. Sollte sie lügen? Nach einigen Augenblicken der Ueberlegung, wagte sie doch eine kleine Lüge.

„Mutter,“ sprach sie, laßt uns noch etwas wachen: noch drei Blumen, dann ist meine Spige fertig.“

„Nun wohl, so spüte Dich, liebes Kind, denn meine Augen fallen zu.“

„Ich gehe noch nicht zu Bette,“ rief Franz von der Werkbank herüber. Ich muß dies Nachkissen fertig machen für die Wirthin im Pördelen; sie will es morgen früh abholen.“

„Sunge, Sunge,“ sprach die Mutter mit tadelndem Lächeln, „Du hast gewiß am Sonntage im Pördelen mehr getrunken, als Dein Beutel ertragen kann: und arbeitest nun, um Deine Schuld quitt zu machen. — Ich geh' zu Bette. Gute Nacht! und vergeßt nicht zu beten, eh' Ihr Euch schlafen legt.“

Sie stand auf und begab sich in ein anderes kleines Zimmer, indem sie leise „Gute Nacht!“ murmelte.

[Fortsetzung folgt.]

Anlagebill der Wornburner gegen die Caspote oder Old Hunkers. Die Bill der Einzelheiten, womit die Wigs die Lokofotos unter Gas und Pölk beschuldigten, wird durch die Wornburner auf der letzten Utilia Convention folgendermaßen fanktionirt:

Beschlossen, daß die Rechte des Volks zur Selbstregierung und dessen Ausübung allen denen hohe Pflichten auferlegen, welche daran Theil nehmen; unter diesen befinden sich beständige unermüdbare Wachsamkeit gegen die Eingriffe der Delegationsmacht in die Rechte der Massen und Individuen, die strenge Verantwortlichkeit öffentlicher Beamten und die allgemeine Verbreitung der Intelligenz unter dem Volke; daß absolute, unverantwortliche Regierungen zwecklos gestürzt werden, wenn ihre Kunstgriffe, das Volk zu unterdrücken, zu besteuern, und der Mittel des Behagens und der Kenntnisse zu berauben, unter dem Namen des Republikanismus erneuert werden. Daß unter diesem Kunstgriffe eine unnötige, öffentliche Schuldenlast hohe wenn auch massirte Steuern, stehende Heere, Verschwendung des öffentlichen Schatzes in der Absicht, Basallen zu pensioniren, Anhänger zu belohnen und die Wahlen zu verderben, sich befinden. Daß wir als Freunde einer beschränkten, gerechten und mäßigen Regierung uns zu der unermüdbaren Anstrengung verbinden, die Patronchaft und den Einfluß der Bundesregierung zu be-